

«Gott, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun»

Der christliche Bestsellerautor William Paul Young sagt, die Evangelikalen in den USA hätten ihren religiösen Eifer an politische Macht geknüpft. Eine gefährliche Kombination, wie er im Gespräch mit Esthy Baumann-Rüdiger erklärt

Eine Band spielt christliche Hymnen, über der Bühne hängen riesige US-Flaggen. Manche Redner erzählen von Jesus, der am Kreuz gestorben sei, eine Witwe proklamiert Vergebung, und ein Präsident sagt: «Ich hasse meine Gegner und wünsche ihnen nicht das Beste.» Die Gedenkveranstaltung für Charlie Kirk demonstrierte, wie Religion zu einem politischen Instrument geworden ist. Kirche und Staat teilen sich die Bühne in Lobgesängen und Hassbotschaften. Wie passt das zusammen? Und wo bleibt da die Nächstenliebe?

Der christliche Bestsellerautor William Paul Young («The Shack») zählt sich selbst zu den Evangelikalen – und findet dennoch: Sie haben am Christentum etwas Grundlegendes nicht verstanden.

Herr Young, wie erklären Sie sich, dass die meisten Evangelikalen die Republikanische Partei unterstützen?

Das ist sehr einfach. Die Frage ist: Wer bietet ihnen mehr Kontrolle? Wer sagt ihnen: «Wir werden euch beschützen»? Die Konservativen.

Aber Nächstenliebe oder für die Armen zu sorgen, könnte auch für die Demokraten sprechen.

Es gibt durchaus liberale Christen, auch in den USA. Liberale, die sagen: Wir müssen uns mehr um die Menschen kümmern. Offen gesagt, ist diese Haltung näher an Jesus. Aber auch dort finden wir Ideologie.

Der Patriotismus unter amerikanischen Evangelikalen ist extrem. Wie passt das mit der christlichen Maxime «Liebe deine Feinde» zusammen?

Das geht nur zusammen, wenn man eine falsche Definition des Christentums hat und Politik als Ideologie versteht.

Welche falsche Definition?

Ich halte es grundsätzlich für falsch, aus dem Christentum eine institutionelle Religion zu machen. Dann haben wir plötzlich ein System, das Menschen nur dazu benutzt, die eigenen Ziele zu erreichen. Und diese Ziele sind ähnlich wie bei einem Imperium: Macht, Geld und Privilegien. Und plötzlich ergibt es Sinn, warum Politik und Religion so gut miteinander harmonieren.

Charlie Kirk hat diese zwei Sphären verbunden. Hat sein Tod deswegen so viel ausgelöst?

Die Leute suchen immer nach Entschuldigungen, um ihre Ideologie zur Schau zu stellen. Nun missbrauchen sie eben Charlie Kirk, um ihre Ideologie zu fördern. Und sie machen ihn dabei fast schon zu einem Gott.

Schon lange vor Kirks Tod waren die USA politisch gespalten, es herrscht ein Kulturkampf. Wie geht es Ihnen dabei? Ich traure viel. Ich sehe von Gott geliebte Menschen, auf ideologisch unterschiedlichen Seiten. Und die Sache mit Ideologen ist: Sie werden sie nie mit Argumenten überzeugen können. Manche Menschen glauben ja, von Gott dazu berufen zu sein, die andere Seite zu überzeugen. Damit machen sie die Gräben nur noch tiefer. Man kann über die Evangelikalen in den USA nur sagen: «Gott, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» Sie haben ihren religiösen Eifer an politische Macht geknüpft. Das ist eine unfassbar gefährliche Kombination.

In einem Blogpost haben Sie einmal geschrieben: «Patriotische Fundamentalisten sind viel beängstigender als religiöse Fundamentalisten – aber am unheimlichsten sind jene, die beides sind.» Von diesen scheint es derzeit einige zu geben.



Die Gedenkveranstaltung für Charlie Kirk schien Gottesdienst und politisches Rally zugleich zu sein.

JON PUTMAN / IMAGO

Das stimmt. Und wenn Sie sich fragen, warum das so ist, ist die Antwort simpel: Wir haben Angst, und zwar vor allen möglichen Dingen. Es gibt diesen Begriff Future-Tripping: Man malt sich Worst-Case-Szenarien in der Zukunft aus – Vorstellungen, die nicht real sind. Und dann will man sich vor diesen Dingen, die nicht existieren, schützen. Wenn Ideologien von Angst getrieben sind, endet es immer in Gewalt. Das sehen wir schon in der Sprache, die benutzt wird. Aber es gibt auch eine gute Seite daran ...

Wie kann das gut sein?

Plötzlich wird sichtbar, was in uns nicht geheilt ist. Die Ängste der Menschen treten an die Oberfläche. Das ist immer auch eine Chance auf Heilung. Sehen Sie: Die Macht in unserer Welt ist egozentrisch, aber Liebe tut das Gegenteil: Sie stellt den anderen ins Zentrum, opfert sich auf, gibt sich hin und leidet mit. So wie eine Mutter ihr Kind liebt: Sie würde ihr Leben hergeben für das Kind. Das ist die Offenbarung, die wir in Jesus am Kreuz sehen: Das ist kein selbstbezogener Akt. Es ist Liebe.

Viele suchen in ihrer Angst Zuflucht in alten Gewissheiten: im Nationalismus etwa. Sie schrieben einmal: Nationalismus ist eine Lüge. Was ist die Lüge?

Es ist eine Lüge, dass Nationalismus uns beschützen wird oder dass er unserem Wohlergehen dient. Bei einer ideologischen Politik wie dem Nationalismus geht es einzig darum, die Gesetze so zu ändern, dass sich auch das Denken der Menschen ändert. Das ist ein Irrtum. Stattdessen bewegt sie die Gegenseite zu einer noch stärkeren Haltung.

Zum Beispiel?

Wir haben das bei den Abtreibungsgesetzen gesehen. Wer kümmert sich denn um jene Frau, die wegen Traumata und Tragödien in ihrem Leben überhaupt in dieser Situation gelandet ist? Niemand kümmert sich um sie. Stattdessen schreien wir einander an und hoffen, dass der andere seine Meinung ändert.

Auch Sie haben in Ihrem Leben Tragödien erlebt, die Sie im Roman «The Shack» verarbeitet haben. Damit sorgen Sie bei Evangelikalen für rote Köpfe,

«Manche Menschen glauben, von Gott dazu berufen zu sein, die andere Seite zu überzeugen. Damit machen sie die Gräben nur noch tiefer.»

William Paul Young



eru. • Der Autor ist 1955 in Grande Prairie, Kanada, geboren worden und in Papua Neuguinea als Sohn von Missionaren aufgewachsen. Er wohnt heute in Oregon, USA.

Sein Debütroman «The Shack» (deutsch: «Die Hütte») landete 2008 auf der Bestsellerliste der «New York Times» und war im selben Jahr das meistverkaufte Buch der USA im Bereich Belletristik. Es wurde bis heute über 26 Millionen Mal verkauft und im Jahr 2017 verfilmt.

weil Sie Gott, den Vater, als schwarze Frau und den Heiligen Geist als asiatische Frau dargestellt haben.

Sie müssen bedenken: Ich habe das Buch nicht für die Welt geschrieben. Es gab keine Agenda dahinter. Ich schrieb es 2007 als Weihnachtsgeschenk für meine Kinder und machte 15 Kopien davon. Das ist alles, was ich jemals damit erreichen wollte. Der Rest ist Gottes Humor.

Mit dem «Rest» meinen Sie, dass bis heute über 26 Millionen Exemplare verkauft wurden und ein Kinofilm gedreht wurde – mit der Oscarpreisträgerin Octavia Spencer in der Rolle von «Papa», Gott dem Vater. Wie kam es, dass Sie Gott als schwarze Frau porträtiert haben?

Ich hatte immer eine grossartige Beziehung zu schwarzen Frauen. Mit dem Buch wollte ich in erster Linie meine Kinder lieben. Ich wollte mit der Vorstellung von Gott als Gandalf-ähnlichem, weissem Grossvater brechen. Also habe ich Metaphern gebraucht, wie sie auch in der Bibel zu finden sind. Ich glaube nicht, dass sich Gott daran stört, im Gegenteil. Aber Evangelikale haben Mühe mit Metaphern, sie nehmen alles so wörtlich.

Zum Beispiel, dass Gott wie ein männlicher Vater ist?

Genau. Nehmen wir diese Metapher zu wörtlich, beginnen wir, sie zu verteidigen. Die meisten Leser liebten es, dass ich damit gebrochen und ihnen einen Blick auf die feminine Seite Gottes ermöglicht habe. Es zeigt auch etwas über den Konflikt, wie die Kirche mit Frauen umgeht – von denen ich glaube, dass sie gesündere Menschen sind.

Inwiefern?

Ich glaube, es gibt in Frauen etwas inhärent Beziehungsorientiertes, sie sind auch fürsorglicher. Männer hingegen suchen ihre Identität tendenziell in der Leistung. Aber natürlich sind das Generalisierungen.

Die auch auf dem basieren, was Sie erlebt haben.

Absolut. Mein Vater war ein Mann, der eigentlich gute Absichten hatte, aber ich habe mich vor ihm gefürchtet. Er schlug mich, und ich wurde im Internat von älteren Jungs missbraucht. Den Unter-

schied der Geschlechter sieht man auch im Gefängnis: Frauen landen hauptsächlich im Gefängnis, weil sie eine Beziehung schützen wollten. Männer hingegen, weil sie dominieren wollten, aus Gier und aus Machtgelüsten.

Sie sind zwischen den Kulturen aufgewachsen: als Kind kanadischer Missionare. Nun leben Sie in den USA. Inwiefern hat dies Ihre Weltsicht geprägt?

Ich bin ein «third-culture kid»: Meine Eltern sind in einer anderen Kultur aufgewachsen als ich, also vermischt man das zu einer dritten. Ich wuchs im Hochland von Papua-Neuguinea auf, die erste Sprache, in der ich geträumt habe, war Dani, eine indigene Sprache. Bis ich mit sechs Jahren ins Internat geschickt wurde, war mir nicht einmal bewusst, dass ich weiss bin.

Wie fühlte sich das an?

Es war ein Schock: Ich verlor meine Farbe, meine Kultur und mein Verständnis von Familie. Die Sache mit uns «third-culture kids» ist: Wir passen nirgends ganz rein und geraten oft in Schwierigkeiten, weil wir Fragen haben, aber nicht wissen, wie man sie stellt.

Welche Fragen?

Meine erste grosse Frage war: Warum behandelt die Kirche Frauen so schlecht? Warum ist Angst so ein zentrales Element in dieser Beziehung mit einem Gott, der eigentlich Liebe sein sollte? Und warum ist dieser Gott, an den sie glauben, überhaupt nicht wie Jesus?

Und?

Ich glaube, dass Gott nur gut und nur liebend ist. Und ja, er lässt uns unseren freien Willen, die Möglichkeit, uns gegen die Liebe zu entscheiden. Aber ich bin an dem Punkt angelangt, wo ich glaube, dass die Warum-Frage niemals ausreichend beantwortet werden kann.

Als «The Shack» zum Bestseller wurde, schlug auch Ihnen viel Hass entgegen. Das Buch wurde als Gotteslästerung verschrien.

Ja. Ich wurde «Sporn Satans» genannt. (Lacht.) Aber wissen Sie, jene, die am wütendsten waren, haben es gar nicht gelesen. So sind meine Leute: Sie sind «Experten» in Sachen, von denen sie nichts wissen.

Sie sagen «meine Leute».

Ja, ich sehe Evangelikale als meine Leute. Das Letzte, was die Welt braucht, ist noch mehr Spaltung.

Stört es Sie nicht, wenn «Ihre Leute» Sie angreifen?

Nein. Ich habe gelernt: Wenn Menschen wütend sind, dann gestehen sie. Und zwar, welche Dinge in ihnen noch heilen müssen. Selbstgerechte Wut ist eine Art Beichte. Und ich habe das Buch schliesslich nicht geschrieben, um meine Identität zu finden. Ich habe zu jenem Zeitpunkt schon so viel Heilung in meinem Leben erfahren. Zum Glück. Denn die Reaktionen auf das Buch hätten mich umgebracht.

Wie meinen Sie das?

Hätte ich nicht gewusst, wer ich bin, hätte ich meine Identität daran festgemacht, wie sehr das Buch gelobt oder kritisiert wird. Das ist gefährlich. Als ich «The Shack» schrieb, war ich fünfzig Jahre alt und dachte: Ich bin eine der gesündesten Personen, die ich kenne. Ich habe keine Geheimnisse mehr, keine Sichte, ich bin dieselbe Person in jeder Situation, Freude ist ein konstanter Begleiter, und meine Fähigkeit, zu lieben, hätte ich früher nie für möglich gehalten. Und endlich weiss ich, wie es sich angefühlt haben muss, ein Kind zu sein.